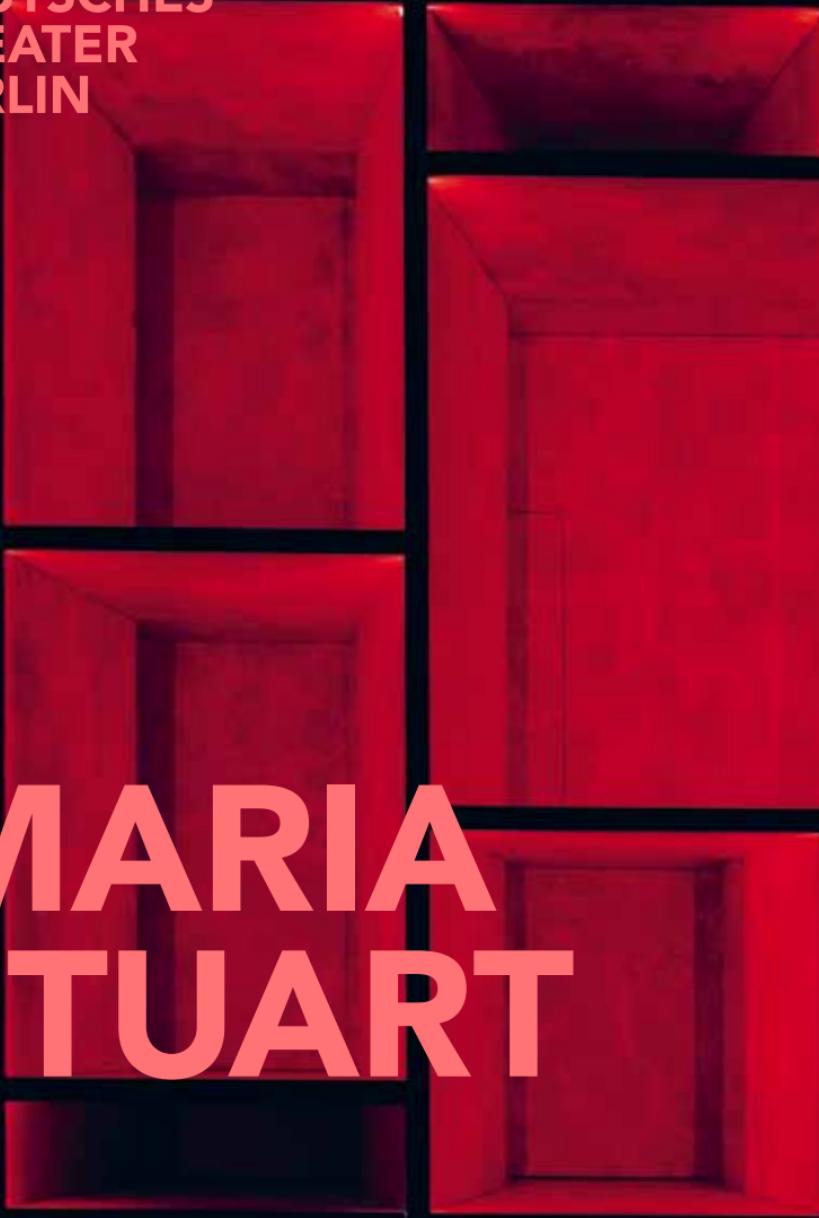


DEUTSCHES
THEATER
BERLIN



MARIA STUART

— Ist es geschehen? Ist es nicht? —
Der Pfeil ist abgedrückt, er fliegt,
Er trifft, er hat getroffen, gälts mein Reich,
Ich kann ihn nicht mehr halten —



MARIA STUART

von Friedrich Schiller

MARIA STUART

von Friedrich Schiller

Elisabeth, Königin von England: Julia Windischbauer
Maria Stuart, Königin von Schottland: Franziska Machens
Baron von Burleigh: Enno Trebs
Graf von Leicester: Alexander Khuon
Graf von Shrewsbury: Jörg Pose
Amias Paulet, Hüter der Maria: Paul Grill
Mortimer, Paulets Neffe: Jeremy Mockridge
Graf Aubespine, französischer Gesandter: Caner Sunar
Wilhelm Davison, Staatssekretär: Caner Sunar
Melvil, Freund Marias aus früheren Tagen: Jeremy Mockridge

Regie: Anne Lenk
Bühne: Judith Oswald
Kostüme: Sibylle Wallum
Musik: Camill Jammal
Licht: Cornelia Gloth
Dramaturgie: David Heiligers

Regieassistenz: Friederike Drews
Bühnenbildassistenz: Ayfer Ezgi Karataş
Kostümassistenz: Anne-Sophie Robrahn, Juliane Kalkowski
Inspizienz: Frank Ulbig
Soufflage: Martina Jonigk

Technische Einrichtung: Enrico Knorr
Ton: Marcel Braun, Matthias Lunow
Requisite: Luise Krolik
Maske: Andreas Müller; Franziska Becker, Bernd Dietrich, Mike Schmiedel, Karen Schulze
Garderobe: Sabine Reinfeldt
Konzept und Modelling 3D-Köpfe: Anna Rudolph

Technischer Direktor: Olaf Grambow
Produktionsleitung: Herbert Lines-Weber
Stellvertretender Technischer Direktor: Marco Fanke
Konstruktion: Stefan Luckhardt
Leitung Ton- und Videoabteilung: Marek Sawitza
Leitung Bühnentechnik: Jörg Luxath
Leitung Beleuchtung: Robert Grauel
Leitung Requisite: Jens-Thomas Günther

Herstellung des Bühnenbildes und der Kostüme:
Werkstätten des Bühnenservice der Stiftung Oper Berlin

Übersetzung der englischen Übertitel: Emily Pollak
Übertitelung: Fridjof Vareschi (PANTHEA)

Für das Make-up der Darsteller_innen
wurden MAC-Produkte verwendet.



Aufführungsdauer: ca. 2 Stunden 15 Minuten, keine Pause
Premiere am 30. Oktober 2020, Deutsches Theater





**Man hat mich
Vor ein Gericht von Männern gefordert,
Die ich als meines Gleichen nicht erkennen,
Zu denen ich kein Herz mir fassen kann.
Elisabeth ist meines Stammes, meines
Geschlechts und Ranges — Ihr allein, der Schwester,
Der Königin, der Frau kann ich mich öffnen.**

**Seht! Ich will alles eine Schickung nennen,
Ihr seid nicht schuldig, ich bin auch nicht schuldig,
Ein böser Geist stieg aus dem Abgrund auf,
Den Hass in unsren Herzen zu entzünden,
Der unsre zarte Jugend schon entzweit.
Er wuchs mit uns, und böse Menschen fachten
Der unglückselgen Flamme Atem zu.
— Jetzt ist kein fremder Mund mehr zwischen uns
Wir stehn einander selbst nun gegenüber.
Jetzt, Schwester, redet! Nennt mir meine Schuld,
Ich will euch völliges Genügen leisten.
Ach, dass ihr damals mir Gehör geschenkt.
Es wäre nie so weit gekommen.**

SCHWESTERN IM GEISTE

von Josephine Ortleb

Als ich gebeten wurde, einen Beitrag für das Programmheft von *Maria Stuart* aus der Sicht einer jungen Politikerin zu schreiben, war ich fasziniert. Besonders gereizt hat mich, dass der Fokus auf Maria und Elisabeth als autonome Personen liegen sollte. Es passiert nicht alle Tage, dass ein so bekanntes Stück aus der weiblichen Perspektive neu betrachtet wird. Gibt es doch viele, die die beiden als Schachfiguren ihrer Gefühle und den Ränken mächtiger Männer darstellen würden. Doch sowohl die historischen als auch Schillers Figuren zeichnet so viel mehr aus, als dass sie Herrscherinnen in einer von Männern dominierten Welt waren. Elisabeth I. und die Königin von Schottland waren Strateginnen, die sich selten auf ihr Umfeld und mehr auf ihr eigenes Geschick und ihre Intuition verließen. Sie waren beide keine grausamen Personen, aber eben auch keine unschuldigen Opfer, die nicht mitbekamen, was um sie herum geschah. In den meisten Fällen waren sie sehr weit in die politischen Konstrukte verstrickt, wobei es ihnen weitreichend gelang, sich, so gut es ging, den Konsequenzen zu verschließen. Im Endeffekt fielen sie nicht ihren eigenen Plänen zum Opfer, sondern den stümperhaft ausgeführten Taten ihrer Untergebenen.

Zunächst stellt sich jedoch die Frage, was für eine Frau Maria Stuart eigentlich war. Was bewegte Schiller, das Stück nach ihr und nicht nach ihrer Antagonistin Elisabeth zu benennen? Tritt diese doch sogar öfter im Stück auf, als es die eigentliche Hauptfigur tut. Maria Stuart war eine Frau, die zwar königlich, aber nicht als Königin geboren wurde. Die erst in ihre Rolle hineinwachsen und durch sie reifen musste. Die es schaffte, die mächtigste Frau Frankreichs, ja der ganzen bekannten damaligen Welt zu werden. Und dann tief fiel. Eine Frau, die von Männern vor Gericht geführt wurde. Für einige eine Kämpferin, eine Bewahrerin der Heimat, der alten Traditionen, für andere die Feindin. Eine Schottin mit Anspruch auf den englischen Thron, die ihre



Heimat für Frankreich verlassen hatte und dann, als Frankreich sich gegen sie wandte und sie nicht mehr weiterwusste, nach Britannien zurückkam. Keine richtige Französin, aber auch keine Britin mehr. Falls sie jemals eine gewesen war. Selbst in ihren letzten Stunden noch durch die Männer ihres Lebens bestimmt und nicht an ihren eigenen Taten gemessen. Doch bereits Schiller erkannte, dass sie so viel mehr war als nur die Frau oder Geliebte mächtiger Männer: dass sie über politisches Kalkül und einen gefestigten Willen verfügte und die meisten dieser Männer spielerisch leicht in den Schatten stellte.

Beweist sie doch im Streitgespräch mit Burleigh ihr Talent als Rhetorikerin und ihre glänzenden Kenntnisse des englischen Rechtssystems. Ihr Gesprächspartner ist ihr in keiner Weise gewachsen. Wird Maria Stuart zwar von ihrem Umfeld und auch von Historikern meist auf ihr Aussehen und ihre damit zusammenhängende „verführerische Macht auf Männer“ reduziert, fällt spätestens in diesem Gespräch mit Burleigh auf, dass sie sich an keinem Punkt auf ihr Aussehen verlässt, um Anhänger*innen zu werben. Auch setzt sie nie ihre Reize ein, um Mortimer für ihre Interessen zu instrumentalisieren. Vielmehr fußt dessen Ehrerbietung auf dem Auftreten und Wirken der Maria. Von ihren politischen Feind*innen bekommt sie im Nachhinein lediglich nachgesagt, ihre Macht allein aufgrund ihrer Schönheit und nicht durch kluge strategische Bündnisse erlangt zu haben. Dieser Reduktion auf eine schwache Protagonistin wirkt Schiller entgegen. Bereits ihm fiel auf, dass die schottische Königin unabhängig von ihren optischen Merkmalen zum Regieren geschaffen war. Sie scheute sich nicht Bündnisse einzugehen oder ihre eigenen Bedürfnisse hinter das Gemeinwohl zurückzustellen. Wie viele andere junge Frauen ging sie in jungen Jahren fort, um einen Mann zu heiraten, den sie nicht kannte. In einem Land, das nicht ihr eigenes war. Um eine bessere Zukunft zu ermöglichen, für sich und für ihre Untertanen. Ob diese ihre aufopferungsvolle Geste nun wertschätzten oder nicht. Später verfügte sie selbst in ihrer neunzehn Jahre währenden Gefangenschaft immer noch über die Macht, eine Bedrohung für Elisabeth darzustellen.

Sie wurde in einem für sie fremden Land, welches sie kaum kannte – hatte sie es doch nur in ihrer Jugend gesehen –, ohne Anhörung vor ein Gericht gestellt und abgekanzelt. Ein Gericht von Männern, wie sie in Schillers Werk betont und ankreidet. Dabei sehnt sie sich nach dem Zuspruch Elisabeths, der ihr ebenbürtigen „Schwester im Geiste“.

„Sie (Elisabeth) geht ins Brautgemach, die Stuart geht zum Tode.“ Schwer könnte der Inhalt des Stücks *Maria Stuart* in so wenigen Worten passender zusammengefasst sein. Schiller gelingt es auf eindrucksvolle Weise das Verhältnis dieser – auf den ersten Blick – so unterschiedlichen Frauen zu erfassen. Der Zeitraum der Handlung könnte nicht treffender gewählt sein. Das Trauerspiel konzentriert sich auf die letzten drei Tage vor der Hinrichtung der schottischen Königin. Auf der einen Seite die einst so strahlende Maria, die nun im Kerker ihrer „Bastardschwester“ ausharrt und auf die Vollstreckung ihres Todesurteils warten muss. Auf der anderen Seite die vernünftige, rationale Elisabeth, die ihr Leben lang im Schatten ihrer jüngeren „Schwester“ stand. Einer „Schwester“, die sie nie kannte und über die sie nun endlich Macht erhält.

Zwei Frauen, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Einander ebenbürtig und doch so verschieden. An so unterschiedlichen Punkten im Leben stehend. Die eine auf dem Höhepunkt ihrer Macht, die andere tief gefallen. Doch der Schein trügt. So ist Elisabeth, die Herrscherin des stärksten Landes der damaligen Zeit, dem Willen ihres Volkes unterworfen. Sie, die über allen steht, muss ihre eigenen Wünsche und Träume dem Gemeinwohl unterordnen und sieht sich gezwungen, zum Erhalt ihrer Herrschaft einen Mann zu heiraten: weil ihr Volk dies verlangt und nur so ein Krieg mit Frankreich zu verhindern wäre. Ihre eigenen Wünsche und Ziele sind nebensächlich. Doch was auf den ersten Blick wirkt wie die Tat einer Frau, die ohne Mann an ihrer Seite nicht regieren kann, dürfte vielmehr als taktischer Geniestreich einer bedeutenden Strategin verstanden werden. Sie weiß, dass sie dieses „Opfer“ bringen muss, plant jedoch zu keinem Zeitpunkt zu einer Marionette zu werden. Vielmehr benutzt sie die mächtigen Männer um sich herum als Spielfiguren, um ihre Herrschaft zu festigen.

Elisabeth ist sich bewusst, dass die einzige ihr ebenbürtige Person nicht ein anderer Herrscher, sondern die sich in ihrem Verließ befindende Maria ist. Und dies nicht aus Gründen des Geburtsrechts, sondern weil außer diesen beiden niemand fähig genug scheint, England mit starker Hand zu führen. Diesem Standpunkt verleiht Schiller Nachdruck, indem er Marias Dialoge mit entsprechenden Aussagen verfeinert. Die Welt scheint keinen Platz für zwei derartig begabte weibliche Anführerinnen zu haben. „Ihr Leben ist dein Tod, ihr Tod dein Leben!“ Laut Elisabeths Berater kann die eine nicht leben, während die andere überlebt. Um ihren Thron zu behalten, erscheint als einziger Ausweg Marias Tod. Denn solange sie lebt, besteht die Gefahr, dass das englische Volk sich gegen seine derzeitige Königin wenden könnte. Für zwei weibliche Führungskräfte an der Spitze reicht der Platz nicht aus.

Maria Stuart, ein Werk, das sich mit dem Fall einer großen Königin befasst, ihren dunkelsten Stunden. Von allen Zeitpunkten im Leben dieser Regentin, die Schiller hätte behandeln können, wählt er ihre Zeit im Kerker. Eine Zeit der Schwäche, eine Zeit der Einsamkeit, eine Zeit, die das wahre Wesen eines Menschen zu Tage treten lassen kann. Und die Themen Isolation, Einsamkeit beziehungsweise Auf-sich-allein-gestellt-sein, könnten schlecht weniger aktuell sein. Noch vor einigen Monaten befanden wir uns an einem ähnlichen Punkt. Wir saßen zu Hause, fernab von jeglichen sozialen Kontakten, waren auf uns selbst zurückgeworfen und hatten wenig Ideen, wie der nächste Tag aussehen würde. Die Antwort: Wie jeder andere davor auch. Doch ein strukturelles Umdenken machte sich bald breit. Aus einer Einsamkeit heraus kann Großartiges entstehen. Die Bedeutung der Gemeinschaft erhält einen höheren Stellenwert, wenn plötzlich das Allgemeinwohl in den Fokus gerückt wird. Auch die Protagonistin lernt durch ihre Katharsis.

Beginnt das Stück doch mit einer verzweifelten Maria im Angesicht des Todes und einer erstarkten Elisabeth, endet es vollkommen verdreht. Anfangs sieht Maria sich verlassen, nur noch ihre Amme ist ihr geblieben. Elisabeth hingegen ist umgeben von Beratern, Dienern und Männern, die ihr den Hof machen. Im Laufe

des Stücks verschiebt sich der Fokus dieser Personen jedoch mehr und mehr in Richtung Maria. Diese gewinnt in jedem Aufzug mehr Unterstützer, während Elisabeth langsam, aber sicher die Kontrolle entgleitet. Die schnelle Entscheidung Elisabeths, die Nebenbuhlerin loszuwerden, wird zu ihrem eigenen Untergang. So übergibt sie, die sich sonst immer nur auf ihre Vernunft verlässt, in einem Anflug von Zorn das Todesurteil über Maria ihrem Staatssekretär Davison, welcher zu schwach ist, um sich gegen die Ränke am Hof zu behaupten. Woraufhin der Urteilspruch sich verselbstständigt. Während Maria nun begleitet von ihren treuen Anhängern zum Schafott schreitet, sieht sich Elisabeth von all ihren Beratern und auch von ihrem Volk verlassen. Sie hat Maria zur Märtyrerin gemacht und somit selbst an ihrem eigenen Thron gesägt. Im Endeffekt treffen alle Vorhersagen zu und nur eine ihr ebenbürtige Frau kann Elisabeths Herrschaft gefährden, jedoch: es ist nicht Maria, sondern sie selbst. Elisabeth bleibt zwar politische Siegerin – Maria aber erringt den moralischen Sieg.

Wie sieht es heute aus? Männer sind weiterhin diejenigen, die die Entscheidungen treffen: früher über das Leben von Maria und heute über das Leben von (fast) allen Frauen. Solange aber nicht alle Entscheidungen gleichberechtigt getroffen werden, kann auch nicht von Gleichberechtigung die Rede sein. Blickt man auf die heutigen Führungsebenen oder Parlamente, fällt neben der erschreckenden Unterrepräsentanz von Frauen ein weiteres Phänomen auf. Gemeint ist, wie oft Frauen an der Spitze verglichen oder auf bestimmte Merkmale reduziert werden. Von Frauen wird nicht nur ein überdurchschnittliches Maß an Engagement erwartet. Vielmehr wird häufig versucht, die Volksvertreterinnen in eine Art Wettstreit – ähnlich dem von Maria und Elisabeth – zu treiben. Auch wenn eigentlich dasselbe Ziel verfolgt wird, erwartet Man(n) einen ständigen Wettstreit: Man soll sich möglichst wenig gönnen und immer versuchen, die jeweils andere zu übertreffen. Ein Zusammenhalt ist wenig bis gar nicht erwünscht. Selbst jetzt, im 21. Jahrhundert, scheint die Außenwelt noch nicht reif für eine Doppelspitze, zusammengesetzt aus zwei Frauen, zu sein. Weiterhin werden Faktoren wie Elternzeit,

Kinderkriegen oder die (Nicht-)Vereinbarkeit von Familie und Karriere als Ausreden verwendet, um den männlichen Bewerber vorzuziehen. Weibliche Politikerinnen sehen sich ständig in der Konfrontation, nicht auf ihre Arbeit, sondern auf ihr Erscheinungsbild oder Auftreten reduziert zu werden. Ihre Gestik wird überanalysiert, jedes Zeichen von „Menschlichkeit“ als Schwäche angesehen.

Oft wird Frau von den Männern im Umfeld weniger ernst genommen. Das politische Engagement als Hobby, als Zwischenschritt bis zur Familienplanung angesehen. Es ist erschreckend, wie wenig Frauen immer noch zugetraut wird, dabei zeigen doch bereits frühe Vorbilder wie Maria und Elisabeth, dass eine Frau mindestens so gut geeignet ist wie ein Mann, ein Land zu führen. Und vielleicht wäre die Geschichte damals ganz anders ausgegangen, wenn die Macht über Britannien auf Maria und Elisabeth hätte aufgeteilt werden können. Frauen sollten sich gegenseitig nicht als Konkurrentinnen, sondern mit Unterstützung begegnen, denn nur gemeinsam können die bis heute tief verankerten, strukturellen Hindernisse beseitigt werden.

Josephine Ortleb (SPD) gehört als direkt gewählte Wahlkreisabgeordnete des Wahlkreises Saarbrücken seit Herbst 2017 dem Deutschen Bundestag an. Sie ist Mitglied im Ausschuss für Familie, Senioren, Frauen und Jugend sowie im Ausschuss für Menschenrechte und humanitäre Hilfe.



Die Könige sind nur Sklaven ihres Standes,
Dem eignen Herzen dürfen sie nicht folgen.
Mein Wunsch war's immer, unvermählt zu sterben.
Doch meine Untertanen wollens nicht,
Sie denken jetzt schon fleißig an die Zeit,
Wo ich dahin sein werde — Nicht genug,
Dass jetzt der Segen dieses Land beglückt,
Auch ihrem künftgen Wohl soll ich mich opfern,
Auch meine jungfräuliche Freiheit soll ich.
Mein höchstes Gut, hingeben für mein Volk,
Und der Gebieter wird mir aufgedrungen.
Es zeigt mir dadurch an, dass ich ihm nur
Ein Weib bin, und ich meinte doch, regiert
Zu haben, wie ein Mann, und wie ein König.
Wohl weiß ich, dass man Gott nicht dient, wenn man
Die Ordnung der Natur verlässt.
Doch eine Königin, die ihre Tage
Nicht ungenützt in müßiger Beschauung
Verbringt, die unverdrossen, unermüdet,
Die schwerste aller Pflichten übt, die sollte
Von dem Naturzweck ausgenommen sein,
Der die eine Hälfte der Menschheit
Der andern unterwürfig macht —.

Wohl' wären diese Lords, wie ihr sie schildert,
Verstummen müsst' ich, hoffnungslos verloren
Wär meine Sache, sprächen sie mich schuldig.
Doch diese Männer, die ihr preisend nennt,
Die mich durch ihr Gewicht zermalmen sollen,
Milord, ganz andere Rollen seh' ich sie
In den Geschichten dieses Landes spielen.
Ich sehe dieses edle Oberhaus
Gesetze prägen und verrufen, Ehen
Auflösen, binden, Englands Fürstentöchter heute
Enterben, mit dem Bastardnamen schänden,
Und morgen sie zu Königinnen krönen.
Ich sehe diese würd'gen Lords mit schnell
Vertauschter Überzeugung unter vier
Regierungen den Glauben viermal ändern —.



DER MENSCH IST ANGST

von Jean-Paul Sartre

Der Mensch ist nichts anderes als das, wozu er sich macht. Das ist es, was man Subjektivität nennt und uns unter ebendiesem Namen vorwirft. Aber was wollen wir damit anderes sagen, als dass der Mensch eine größere Würde hat als der Stein oder der Tisch? Wir wollen sagen, dass der Mensch erst existiert, das heißt, dass der Mensch erst das ist, was sich in eine Zukunft wirft und was sich bewusst ist, sich in die Zukunft zu entwerfen. Der Mensch ist zunächst ein sich subjektiv erlebender Entwurf, anstatt Schaum, Fäulnis oder ein Blumenkohl zu sein; nichts existiert vor diesem Entwurf; nichts ist am intelligiblen Himmel, und der Mensch wird zuerst das sein, was er zu sein entworfen haben wird. Nicht was er sein will. Denn was wir gewöhnlich unter wollen verstehen ist eine bewusste Entscheidung, die bei den meisten von uns erst später gefällt wird, von demjenigen, zu dem sie sich selbst gemacht haben. Ich kann Mitglied einer Partei werden, ein Buch schreiben, heiraten wollen, das alles ist nur Ausdruck einer ursprünglicheren, spontaneren Wahl als einer, die man willentlich nennt. Wenn jedoch die Existenz wirklich dem Wesen vorausgeht, ist der Mensch für das, was er ist, verantwortlich.

Der Mensch ist Angst. Das bedeutet folgendes: der Mensch, der sich engagiert und sich bewusst wird, dass er nicht nur jener ist, der zu sein er wählt, sondern auch ein Gesetzgeber, der mit sich die gesamte Menschheit wählt, dieser Mensch kann dem Gefühl seiner totalen und tiefen Verantwortung nicht entrinnen. Gewiss, viele Menschen sind nicht ängstlich; wir behaupten, sie verhüllen, sie fliehen ihre Angst; sicher, viele glauben, ihr Handeln engagiere nur sie selbst, und wenn man ihnen sagt: aber wenn alle so handeln würden?, zucken sie die Achseln und antworten: es handeln nicht alle so. Doch in Wahrheit muss man sich immer fragen: was geschähe, wenn alle so handelten? Und man entzieht sich diesem beunruhigenden Gedanken nur durch eine Art Selbsttäuschung. Wer lügt und sich entschuldigt, erklärend,

nicht alle handelten so, ist mit seinem Gewissen im unreinen, denn die Tatsache des Lügens impliziert einen dem Lügen zugeordneten allgemeinen Wert. Selbst wenn sie sich verhüllt, erscheint die Angst.

Alles geschieht so, als ob bei jedem Menschen die ganze Menschheit den Blick auf sein Handeln gerichtet hätte und sich nach seinem Handeln richten würde. Und jeder Mensch muss sich sagen: bin ich auch der, der das Recht hat, so zu handeln, dass die Menschheit sich nach meinen Taten richten kann? Wenn er sich das nicht fragt, verhüllt er sich die Angst. Es handelt sich hier nicht um eine Angst, die zum Quietismus, zur Tatenlosigkeit führt. Es handelt sich um eine einfache Angst, die alle kennen, die Verantwortung trugen. Wenn zum Beispiel ein Offizier die Verantwortung für einen Angriff trägt und eine bestimmte Anzahl Männer in den Tod schickt, wählt er, es zu tun, und im Grunde wählt er allein. Zweifellos erhält er Befehle von oben, sie sind jedoch zu weit gefasst und müssen interpretiert werden, durch ihn, und von dieser Interpretation hängt das Leben von zehn oder vierzehn oder zwanzig Männern ab. Es ist unmöglich, dass er beim Treffen seiner Entscheidung nicht eine gewisse Angst empfindet. Alle Verantwortlichen kennen diese Angst. Das hindert sie nicht zu handeln, im Gegenteil, es ist die Bedingung ihres Handelns; denn es setzt voraus, dass sie eine Vielzahl von Möglichkeiten ins Auge fassen, und wenn sie eine wählen, wird ihnen bewusst, dass diese ihren Wert nur dadurch erhält, dass sie gewählt wurde. Diese Art Angst erklärt sich aus einer unmittelbaren Verantwortung für die Menschen, die sie betrifft. Sie ist kein Vorhang, der uns vom Handeln trennt, sie ist Teil des Handelns selbst.

Dostojewski schrieb: „Wenn Gott nicht existiert, ist alles erlaubt.“ In der Tat ist alles erlaubt, wenn Gott nicht existiert, und folglich ist der Mensch verlassen, denn er findet weder in sich noch außer sich einen Halt. Zunächst einmal findet er keine Entschuldigungen. Wenn tatsächlich die Existenz dem Wesen vorausgeht, ist nichts durch Verweis auf eine gegebene und unwandelbare menschliche Natur erklärbar; anders gesagt, es gibt keinen Determinismus, der Mensch ist frei, der Mensch ist die

Freiheit. Wenn zum anderen Gott nicht existiert, haben wir keine Werte oder Anweisungen vor uns, die unser Verhalten rechtfertigen könnten. So finden wir weder hinter noch vor uns im Lichtreich der Werte Rechtfertigungen oder Entschuldigungen. Wir sind allein, ohne Entschuldigungen. Das möchte ich mit den Worten ausdrücken: der Mensch ist dazu verurteilt, frei zu sein. Verurteilt, weil er sich nicht selbst erschaffen hat, und dennoch frei, weil er, einmal in die Welt geworfen, für all das verantwortlich ist, was er tut.



O Sklaverei des Volksdiensts! —
Wie bin ichs müde, diesem Götzen
Zu schmeicheln, den mein Innerstes verachtet!
Wann soll ich frei auf diesem Throne stehn!
Die Meinung muss ich ehren, um das Lob
Der Menge buhlen.
O die ist noch nicht Königin, die der Welt
Gefallen muss! Nur die ist's, die bei ihrem Tun
Nach keines Menschen Beifall braucht zu fragen.
Warum hab' ich Gerechtigkeit geübt,
Willkür gehasst mein Leben lang, dass ich
Für diese erste unvermeidliche
Gewalttat selbst die Hände mir gefesselt!
Das Muster, das ich selber gab, verdammt mich!
Umgeben rings von Feinden hält mich nur
Die Volksgunst auf dem angefochtenen Thron.

Ein Menschenrechte üb' ich aus, da ich
Aus diesen Banden strebe,
Alle Staaten Europas
Zu meinem Schutz aufröhre.
Ich bin die Schwache, sie die Mächt'ge — Wohl!
Sie brauche die Gewalt, sie töte mich,
Sie bringe ihrer Sicherheit das Opfer.
Doch sie gestehe dann, dass sie die Macht,
Nicht die Gerechtigkeit geübt.
Denn nicht vom Recht, von Gewalt allein ist
Zwischen mir und Engelland die Rede.
Ermorden lassen kann sie mich, nicht richten!

WAHRHEIT UND POLITIK

von Hannah Arendt



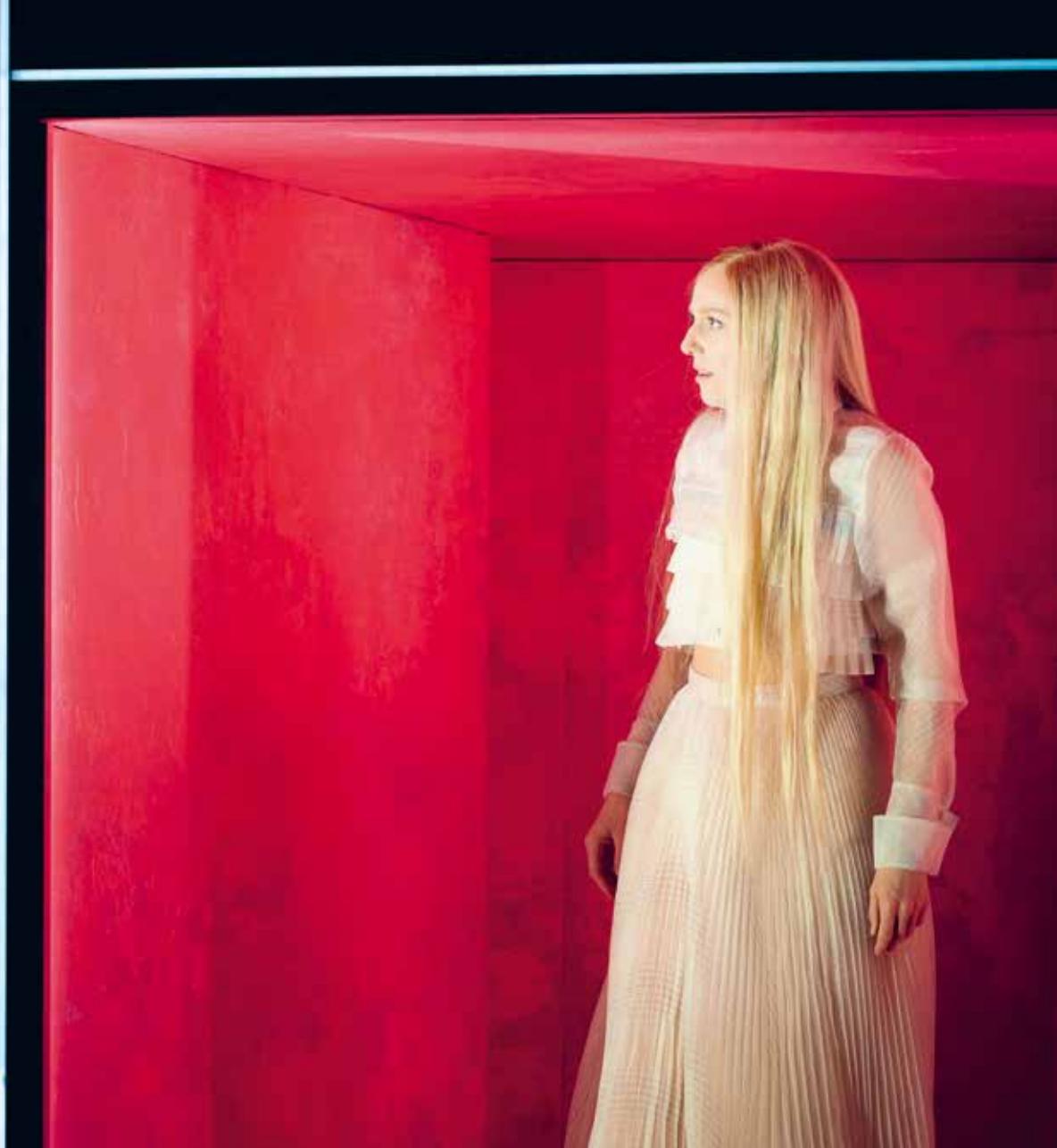
Der Gegenstand dieser Überlegungen ist ein Gemeinplatz. Niemand hat je bezweifelt, dass es um die Wahrheit in der Politik schlecht bestellt ist, niemand hat je die Wahrhaftigkeit zu den politischen Tugenden gerechnet. Lügen scheint zum Handwerk nicht nur der Demagogen, sondern auch des Politikers und sogar des Staatsmannes zu gehören. Ein bemerkenswerter und beunruhigender Tatbestand. Was bedeutet er für das Wesen und die Würde des politischen Bereichs einerseits, was für das Wesen und die Würde von Wahrheit und Wahrhaftigkeit andererseits? Sollte etwa Ohnmacht zum Wesen der Wahrheit gehören und Betrug im Wesen der Sache liegen, die wir Macht nennen? Welche Art Wirklichkeit können wir der Wahrheit noch zusprechen, wenn sie sich gerade in der uns gemeinsamen öffentlichen Welt als ohnmächtig erweist, also in einem Bereich, der mehr als jeder andere den gebürtlichen und sterblichen Menschen Wirklichkeit garantiert, weil er ihnen verbürgt, dass es eine Welt gab, bevor sie kamen, und geben wird, wenn sie wieder aus ihr verschwunden sind? Ist schließlich nicht Wahrheit ohne Macht ebenso verächtlich wie Macht, die nur durch Lügen sich behaupten kann? Dies sind unbequeme Fragen, aber sie ergeben sich notwendig aus unseren landläufigen Meinungen in dieser Sache.

Dass Wahrheit und Politik miteinander auf Kriegsfuß stehen, lässt sich immer noch am besten an dem alten lateinischen Wort erläutern, das sagt: „Fiat iustitia, et pereat mundus“ – Es herrsche Gerechtigkeit, möge auch die Welt darüber zugrunde gehen. Wiewohl der vermutliche Autor dieses Spruches – Ferdinand I., der Nachfolger Karls V. – genau meinte, was er sagte, kennen wir ihn eigentlich nur in der Form der rhetorischen Frage: Wer kann sich noch um Gerechtigkeit kümmern, wenn die Existenz der Welt auf dem Spiel steht? Der einzige große Denker, der wagt, die geläufige Redensart gleichsam gegen den Strich zu bürsten und wieder so zu verstehen, wie sie ursprünglich

gemeint war, ist Kant, der kurzerhand erklärte: „Der zwar etwas renommistisch klingende, aber wahre Satz, heißt zu Deutsch: „es herrsche Gerechtigkeit, die Schelme in der Welt mögen auch insgesamt darüber zu Grunde gehen.““ Gewiss, Kant tröstete sich: „Die Welt wird keineswegs dadurch untergehen. Das moralisch Böse hat die von seiner Natur unabtrennliche Eigenschaft, dass es sich selbst zuwider und zerstörend ist;“ aber er meinte auch, dass es sich nicht lohnen würde, in einer aller Gerechtigkeit baren Welt zu leben, dass daher „das Recht dem Menschen muss heilig gehalten werden, der herrschenden Gewalt mag es auch noch so große Aufopferung kosten“, und dass vor ihm „alle Politik ihre Knie beugen muss“. Aber ist diese Position nicht unhaltbar? Ist es nicht offenbar, dass die Sorge um die schiere Existenz allem anderen vorangehen muss, dass keine Tugend und kein Prinzip bestehen bleiben, wenn die Welt selbst, in der allein sie sich manifestieren können, in Gefahr gerät? War das 17. Jahrhundert nicht völlig im Recht, wenn es nahezu einmütig erklärte, das höchste Gesetz des Staates sei seine eigene Sicherheit, so dass etwa „der Inhaber der Regierung geradezu ein Verbrechen begehen würde, wollte er zum Schaden seiner Regierung Versprechungen halten“ (Spinoza)? Nun kann man natürlich eine ganze Reihe von Prinzipien an die Stelle der Gerechtigkeit setzen, und wenn wir im Sinne unserer Überlegungen den alten Spruch abwandeln und sagen: „Fiat veritas, et pereat mundus“, so scheint es noch einleuchtender, dass niemand dies behaupten kann, es sei denn als rhetorische Frage, die das Gegenteil beweisen soll. Teilen wir zudem noch die landläufige Meinung, die politisches Handeln in der Zweck-Mittel-Kategorie begreift, so werden wir sehr schnell den nur scheinbar paradoxen Schluss ziehen, dass das Lügen sehr wohl dazu dienen kann, die Bedingungen für die Suche nach Wahrheit zu etablieren oder zu bewahren. Und da Lügen oft als Ersatz für gewalttätigere Mittel gebraucht werden, gelten sie leicht als relativ harmlose Werkzeuge in dem Arsenal politischen Handelns.

Bei näherem Zusehen jedoch zeigt sich erstaunlicherweise, dass man der Staatsräson jedes Prinzip und jede Tugend eher opfern kann als gerade Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Wir können

uns ohne weiteres eine Welt vorstellen, die weder Gerechtigkeit noch Freiheit kennt, und wir können uns natürlich weigern, uns auch nur zu fragen, ob ein Leben in solch einer Welt der Mühe wert sei. Mit der so viel unpolitischeren Idee der Wahrheit ist das merkwürdigerweise nicht möglich. Es geht ja um den Bestand der Welt, und keine von Menschen erstellte Welt, die dazu bestimmt ist, die kurze Lebensspanne der Sterblichen in ihr zu überdauern, wird diese Aufgabe je erfüllen können, wenn Menschen nicht gewillt sind, das zu tun, was Herodot als erster bewusst getan hat – nämlich *λεγειν τα εօντα* (*legein ta eonta*), das zu sagen, was ist. Keine Dauer, wie immer man sie sich vorstellen mag, kann auch nur gedacht werden ohne Menschen, die Zeugnis ablegen für das, was ist und für sie in Erscheinung tritt, weil es ist.



Ich glaubte mich am Ziele schon
Zu sehn, und bin nicht weiter als am Anfang.
Ich wollte die Gesetze handeln lassen,
Die eigne Hand vom Blute rein behalten.
Das Urteil ist gesprochen. Was gewinn' ich?
Es muss vollzogen werden!
Und ich muss die Vollziehung anbefehlen.
Mich immer trifft der Hass der Tat. Ich muss
Sie eingestehn, und kann den Schein nicht retten.
Das ist das schlimmste!

Ihr habt mir heut das Leben
Gerettet, habt des Mörders Dolch von mir
Gewendet — Warum ließet ihr ihm nicht
Den Lauf? So wäre jeder Streit geendigt,
Rein von Schuld läg ich in meiner stillen Gruft!
Ich bin des Lebens und des Herrschens müd'.
Muss eine von uns Königinnen fallen,
Damit die andre lebe — und es ist
Nicht anders, das erkenn' ich — kann denn ich
Nicht die sein, welche weicht? Mein Volk mag wählen,
Hofft es von dieser schmeichlerischen Stuart glücklichere Tage,
So steig' ich gern von diesem Thron und kehre
In meine stille Einsamkeit zurück,
Wo meine anspruchslose Jugend lebte,
Wo ich, vom Tand der Erdengröße fern,
Die Hoheit in mir selber fand —
Ich habe mir dieses Leben nicht ausgesucht.

ÜBER DAS ZAUDERN

von Joseph Vogl



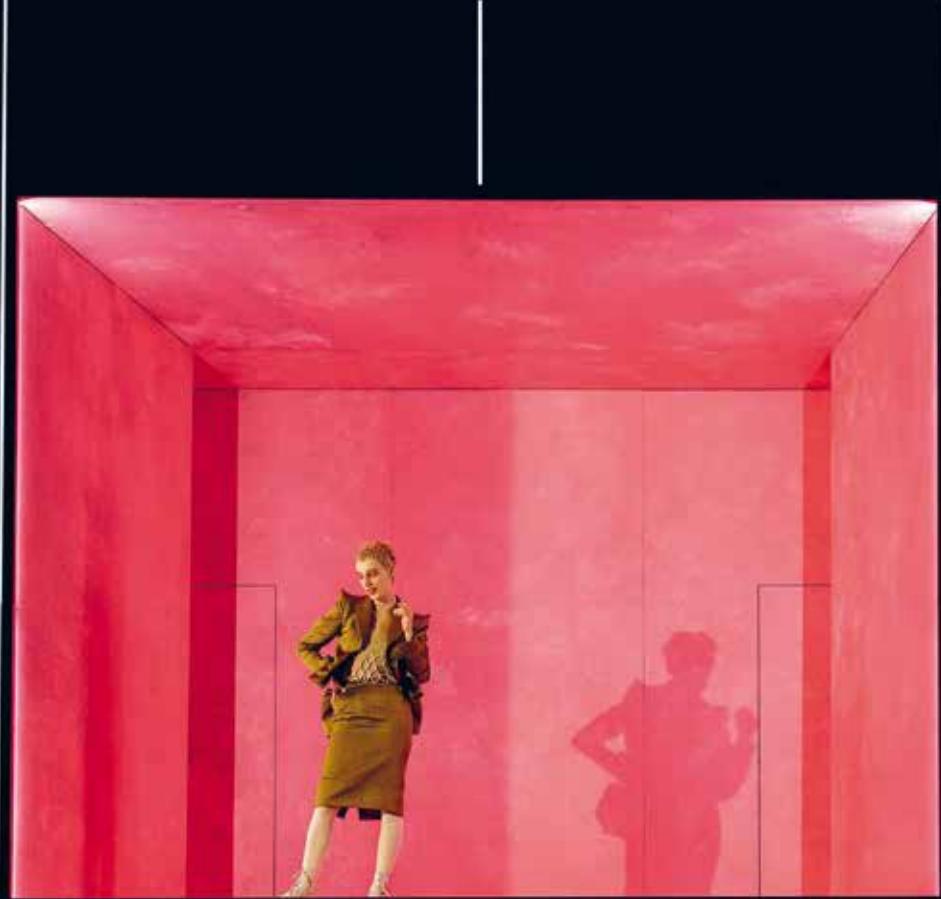
Im Zaudern, im System des Zauderns kann man den Aspekt eines Weltverhaltens erkennen, das sich durch eine eigene innere Ökonomie auszeichnet und ästhetische Verfahren, historische Kodes, Wertlagen und Erkenntnisformeln gleichermaßen umschließt. Während das Zaudern in abendländischer Tradition immer wieder auf die Seite der Unentschlossenheit genötigt und damit als eine launische Vereitelung des „Werks“ überhaupt disqualifiziert wurde, lässt es sich selbst als aktive Geste des Befragens erkennen, in der das Werk, die Tat, die Vollstreckung nicht unter dem Aspekt ihres Vollzugs, sondern im Prozess ihres Entstehens und Werdens erfasst sind. Das Zaudern scheint wie ein verschollenes Thema oder Anathema eine seltsam verwischte Spur zu ziehen, die überall dort scharf und prägnant wird, wo sich – in einer langen abendländischen Geschichte – eine Kultur der Tat und eine Kultur des Werks brechen und reflektieren. Das Zaudern begleitet den Imperativ des Handelns und der Bewerkstelligung wie ein Schatten, wie ein ruinöser Gegenspieler; und man könnte hier von einer Zauder-Funktion sprechen: Wo Taten sich manifestieren und wo Handlungsketten sich organisieren, wird ein Stocken, eine Pause, ein Anhalten, eine Unterbrechung markiert. Damit hat sich zugleich ein asymmetrisches Verhältnis zur Zeit und zur Geschichte eingestellt. Sofern nämlich Handeln nach Nietzsche sich im Vergessen vollzieht und zugleich Geschichte hervorbringt, so durchbricht sein Schatten, das Zaudern, ebendiese Geschichte; es tritt aus deren Zusammenhang heraus, um eine spezifische Erinnerung zu beschwören: ein Gedächtnis des Nicht-Gewesenen, die Erinnerung an ein Vergangenes, das niemals Gegenwart war, eine Vorerinnerung an jene Handlungen und Aktionen, die nicht oder noch nicht geschehen werden.

Wenn von einer Zauderfunktion die Rede ist und dabei eine Geste radikalen Zauderns ausgemacht wird, so handelt es sich dabei um nichts anderes als um Konstellationen im strengen

Sinn: um Situationen und Umstände, die deshalb zeichenhaft werden, weil in ihnen das Tun wie dessen Weltbezug wenigstens für Augenblicke problematisch geworden sind. Im Zaudern verdichtet sich ein kritisches, krisenhaftes Verhältnis von Tat und Hemmung, Handeln und Grund, Gesetz und Vollzug; und dabei wird zwangsläufig der Boden aufgewühlt, auf dem überhaupt sich eine Welt, ein Weltverhältnis konstituiert.

Zweifellos kann man die Frische eines anfänglichen Tuns in jenen Aktionsweisen erkennen, mit denen die griechische Tragödie einmal das Handeln von den Göttern zu den Irdischen herabgeholt hat. Unter ihnen suchte sie die exemplarischen Gefäße, die fähig waren, die Macht dieser Übertragung zu fassen und den Lauf der göttergewollten Geschicke mit der Aneignung diesseitiger Handlungskompetenzen zu unterbrechen. Auch wenn die Tat stets zu groß für das Personal der tragischen Helden gewesen war und deren Kräfte meist überstieg, auch wenn sie eine Entwendung des Geschicks nur um den Preis ihres Untergangs vollbrachten, öffneten sie gerade dadurch eine Szene, auf der sich die Handlungsverwicklung selbst so zur Disposition stellte, dass ihre Fatalität befragt werden konnte. Schon die Architektur des griechischen Theaters lieferte dafür das entsprechende Dispositiv: nicht nur dadurch, dass sich in ihm der Lauf einer bewegten Handlung vor dem stillgestellten und urteilenden Blick der Zuschauer präsentierte, sondern auch dadurch, dass ganz technisch die Bühne oder Skene den Wett- und Umlauf (*dromos*) im Rund des Theaters unterbrach und einen abgetrennten Schauplatz für ein separates Handeln (*drama*) schuf, einen Ort also, der Auf- und Abtritte und damit ein „Ausscheren aus der Endlosbahn des Wettkampfes“ ermöglichte.





Friedrich Schiller

Daten zu Leben und Werk

Johann Christoph Friedrich Schiller wird am **10. November 1759** in Marbach am Neckar geboren. Er ist der einzige Sohn des Militärarztes Johann Kaspar und seiner Frau Elisabetha Dorothea und wächst mit fünf Schwestern auf. **1773** beginnt er ein Jura-Studium an der Karlsschule in Stuttgart, **1776** wechselt er auf Medizin. Parallel dazu entstehen erste dichterische Versuche. Im **Dezember 1780** promoviert er und wird Regimentsarzt. Am **13. Januar 1782** feiert er mit seinem Theaterdebüt *Die Räuber* in Mannheim einen großen Erfolg. Es gelingt ihm damit gleich auf Anhieb ein prägender Text zum Drama des Sturm und Drang. **1783** wird am Hoftheater Bonn sein *Fiesco* uraufgeführt. Ab **1. September** ist er am Mannheimer Nationaltheater als Theaterdichter angestellt. *Kabale und Liebe* wird im **April 1784** bei der Uraufführung in Frankfurt ein voller Erfolg. Sein Vertrag am Mannheimer Theater jedoch wird nicht verlängert. **1787** wird in Hamburg *Don Carlos* uraufgeführt und **1789** wird Schiller nach Jena auf den Lehrstuhl für Geschichte berufen. Am **22. Februar 1790** heiratet er Charlotte von Lengefeld. Aus der Ehe gehen vier Kinder hervor. Anfang Januar **1791** erkrankt Schiller an einer lebensgefährlichen Lungenentzündung, von der er sich nie wieder ganz erholen wird. **1794** schreibt er die Abhandlung *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* in einer Reihe von Briefen nieder und freundet sich mit Goethe an. **1795** wird das erste Heft der *Horen* veröffentlicht – Goethe, Kant, Herder, Fichte und Humboldt, sowie Hölderlin und die Brüder Schlegel werden zur Mitarbeit eingeladen. **1797** bezieht die Familie Schiller ein Gartenhaus in Jena und im Balladen-Wettstreit mit Goethe entstehen u.a. *Der Handschuh* und *Der Taucher*. In den Jahren **1798/99** wird das umgebaute Weimarer Theater mit der *Wallenstein-Trilogie* eröffnet. **1799** siedelt Schiller um nach Weimar. Er veröffentlicht weitere Balladen wie *Die Glocke* oder *Die Bürgschaft* und beginnt mit der Arbeit am Trauerspiel *Maria Stuart*, welches am **14. Juni 1800** in Weimar zur Uraufführung gelangt. **1801** kommt *Die Jungfrau von Orleans* auf die Bühne, **1802** wird Schiller in den Adelsstand erhoben, **1803** erscheint *Die Braut von Messina* und **1804** sein *Wilhelm Tell*. Im Februar **1805**, während der Arbeit an *Demetrius*, erkrankt Schiller schwer und stirbt am **9. Mai 1805** in Weimar.



Ehrt in mir euch selbst, schändet nicht
Das Blut der Tudor, das in meinen Adern
Wie in den euren fließt —
Mein Alles hängt, mein Leben, mein Geschick,
An meiner Worte, meiner Tränen Kraft,
Löst mir das Herz, dass ich das eure röhre!

Bildnachweise

Umschlag innen: Julia Windischbauer

Seite 2: Franziska Machens

Seite 6/7: Enno Trebs, Caner Sunar, Julia Windischbauer,

Alexander Khuon, Jörg Pose

Seite 8/9: Jeremy Mockridge, Enno Trebs, Julia Windischbauer,

Paul Grill, Jörg Pose, Alexander Khuon

Seite 12: Paul Grill, Franziska Machens, Alexander Khuon

Seite 19: Caner Sunar, Enno Trebs, Julia Windischbauer

Seite 22: Jeremy Mockridge, Franziska Machens

Seite 26/27: Julia Windischbauer, Alexander Khuon

Seite 30: Franziska Machens, Paul Grill, Enno Trebs

Seite 34/35: Jeremy Mockridge, Franziska Machens

Seite 38: Julia Windischbauer, Jeremy Mockridge

Seite 41: Jörg Pose, Franziska Machens

Seite 42/43: Caner Sunar, Enno Trebs, Julia Windischbauer,

Jörg Pose, Paul Grill

Seite 45: Julia Windischbauer, Franziska Machens

Umschlag innen: Julia Windischbauer, Franziska Machens

Textnachweise

Schwestern im Geiste

Originalbeitrag für dieses Programmheft

von Josephine Ortlob.

Deutsches Theater Berlin 2020.

Der Mensch ist Angst

Jean-Paul Sartre: *Der Existentialismus ist ein Humanismus. Und andere philosophische Essays 1943–1948.*
Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 2000.

Wahrheit und Politik

Hannah Arendt: *Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I.*
Piper Verlag, München 2012.

Über das Zaudern

Joseph Vogl: *Über das Zaudern.*
Diaphanes, Zürich-Berlin 2007.

Spielzeit 20/21

Programmheft Nr. 146

Herausgeber: Deutsches Theater Berlin

Schumannstr. 13 a, 10117 Berlin

Intendant: Ulrich Khuon

Geschäftsführender Direktor: Klaus Steppat

Redaktion: David Heiligers

Gestaltung: Julia Kuon, Sabine Meyer

Probenfotos: Arno Declair

Druck und Herstellung: ELBE-DRUCKEREI WITTENBERG GmbH

Maria Stuart, katholische Königin von Schottland, ist vor ihrem Volk geflohen, das ihr Auftragsmord an ihrem Gatten vorwirft. In England erhofft sie von ihrer Cousine, der protestantischen Königin Elisabeth, politisches Asyl, erhebt gleichzeitig aber Anspruch auf ihre Krone, als deren rechtmäßige Erbin sie sich sieht. Sie wird gefangen genommen und interniert, Befreiungsversuche von jungen Rettern schlagen fehl. Doch Marias Glanz strahlt auch aus dem Kerker heraus: Sie kann auf eine treue Anhängerschaft zählen und weiß Frankreich an ihrer Seite. Nach mehreren verfehlten Mordanschlägen auf Königin Elisabeth, die Maria angelastet werden, soll sie hingerichtet werden. In Elisabeths Beraterstab gehen die Meinungen auseinander, ein Versöhnungsversuch in Form eines Aufeinandertreffens der beiden Königinnen scheitert grandios. Dennoch zögert Elisabeth das Todesurteil zu vollstrecken. Sie fürchtet die Entscheidung in einem Duell, das keine Siegerin kennen wird.

Friedrich Schillers *Maria Stuart* ist ein Ränkespiel im Geflecht von Politik, Religion, Liebe und Macht, dem alle Figuren unentrinnbar unterworfen sind. Schiller zeichnet ein Tableau von Mächtigen, die Verantwortung scheuen und an ihren Positionen ersticken. Und er zeigt sie als zutiefst menschliche Charaktere, die in ihrem Tun oder Nicht-Tun einsam, isoliert und unfrei immer wieder bei sich selbst landen. Sartre: „Der Mensch ist zur Freiheit verurteilt. Denn wenn er erst einmal in die Welt geworfen ist, dann ist er für alles verantwortlich, was er tut.“